

Wendekind

© Bastian Fähnrich 2009



*Eine Kurzgeschichte zum Gedenken an den Berliner Mauerfall vom 9. November 1989.
Auch als Advents- und Weihnachtsgeschichte lesbar, zum Vortrag in Oulu am 4.12.2009.
Die Handlung der Erzählung ist frei erfunden. Ähnlichkeiten mit Personen und Orten sind
zwar vorhanden und gewollt, dienen aber lediglich als Mittel der Vorstellungskraft.
Das Titelbild ist eine Bearbeitung eines Fotos der Betlehemer Mauer, inspiriert
von Christina Stürmer's Lied „[Mama ana ahabak](#)“. Für meinen Patensohn Georg.*

„Und alle Mauern sollen zu Boden fallen.“ (Hesekiel 38:20)

*„Du zählst, wie oft ich fliehen muß; sammle meine Tränen in deinen Schlauch! Stehen sie
nicht in deinem Buch?“ (Psalm 56:9)*

*„Höre mein Gebet, Herr, und achte auf meinen Hilfeschrei! Schweige nicht, wenn du mein
Weinen vernimmst! Denn diese Welt wird nicht für immer meine Heimat sein; schon meine
Vorfahren sind hier nur Gäste und Fremde gewesen.“ (Psalm 39:13)*

Salim, Salim, was habe ich nur getan? Diese Frage martert mich, zermartert mich. Ich hätte dich niemals dorthin schicken sollen, mein Sohn, mein geliebter Sohn. Aber du hast auf mich gehört, bist meiner Weisung gefolgt. Und nun bist du fort, fort, dort im Heiligen Land, in diesem von Gott verlassenem Land, diesem verfluchten Stück Erde, wo der Teufel sein Unwesen treibt, wie überall auf dieser Welt. Bist du in Sicherheit? Wirst du es schaffen? Ich weiß es nicht, weiß es nicht. Aber ich will es glauben. Dem Botschafter in Tel Aviv glauben. Dem Vertreter in Ramallah glauben. Gott unserem Herrn und Schöpfer glauben. Aber alles klingt so unglaublich. Habe ich mich am Telefon verhört? Nein, nein, ich habe doch nachgefragt, dreimal, und noch einmal, zur Sicherheit. Und mich auf den Weg gemacht. Es blieb mir auch nichts anderes übrig. Alles hat seine Zeit.

Jetzt sitze ich im Flugzeug, die Turbinen heulen bereits seit Stunden. Sie sprechen mir aus der Seele, schreien es hinaus in die Weite des Himmels. Wir sind in der Luft, frei wie ein Vogel, über den Wolken, ohne Grenzen. Ach, Grenzen. Grenzen gibt es immer, wird es immer geben. Es schmerzt mir der ganze Leib, jeder Muskel ist erstarrt, verkrampft. Ich strecke mich, dehne mich, spanne jeden Muskel, bis in die kleinste Faser, und lasse wieder los. Aber die Situation hat mich fest im Griff. Das Blut pocht in meinem Kopf, der Atem geht mir stockend, meine Hände zittern, werden feucht, nass; kalt und heiß sitzt es mir im Nacken, fährt mir über den Rücken, bis ins Mark, in die tiefsten Tiefen meiner Seele. Der Begleiter vom Auswärtigen Amt reicht mir ein Tuch und redet beruhigend auf mich ein. Aber es geht nicht um mich.

Salim, Salim, Simsalabim, Erinnerst du dich an das Zauberwort, das ich dir in mehr als tausendundeiner Nacht beigebracht habe? Abend für Abend. Jeden Abend aufs Neue. Die Bitte, das Bitten, das Beten, das Gebet. Glaub mir, es ist jetzt das Einzige, was noch hilft, noch helfen kann. Beten, Beten, Beten. Das würde Mariam auch sagen, deine Mutter. Mariam, du meine Frau, meine geliebte Frau. Ich hätte auf dich hören sollen. Heute wie früher. Jetzt und damals. Dann wäre vieles bestimmt ganz anders gekommen, dann hätte die Geschichte einen anderen Verlauf genommen. Aber ich habe immer an die Fähigkeit der Menschen geglaubt, ihre Geschichte zu gestalten, die Dinge selbst in die Hand zu nehmen, in jeder Lebenslage einen Weg zu finden, zu handeln, wenn Handeln geboten ist.

Mein Sohn, weißt du noch, als du eines Tages von der Schule nach Hause kamst, da sagtest du mir, du wolltest Maurer werden. Aber ich war strikt dagegen. Maurer machen Mauern, meinte ich, und hin und wieder bräuchte man zwar Mauern, aber die Geschichte lehre, dass Mauern nicht ewig währten, und womöglich gäbe es irgendwann gar keine Mauern mehr. Was für ein Aberglaube, was für ein Irrglaube! Alles ist vergänglich auf lange Sicht hin, und trotzdem wird hier und dort tatkräftig gemauert. Und jedes Kind weiß doch, dass man Mauern auch zum Häuserbauen benötigt, und Maurer, ja Maurer, die braucht man demnach bis ans Ende der Zeiten, solange es eben Wohnstätten auf Erden gibt. Deine erwachsenen Begründungen und jugendlichen Appelle halfen nichts. Ich blieb fest bei meiner Meinung, selbst wenn du immer wieder das Thema zur Sprache brachtest.

Du sagtest, du möchtest Häuser bauen, mit dazu beitragen, für Menschen ein Zuhause schaffen, einen Platz, an dem sie sich daheim, an dem sie sich heimisch fühlen können. Aber was ist schon ein Zuhause, was ist Heimat? Ich sagte also, das kommt gar nicht in Frage, das mit dem Maurer, dem Mauern. Und habe dabei über die Jahre hinweg selbst eine Mauer errichtet. Nein, nicht mit Zement, aber mit Vehemenz. Ich brauchte dich für meine eigenen Zwecke. Ich wollte, dass du Tischler oder Drechsler wirst und in meine Fußstapfen trittst, der Tradition unserer Familie folgst. Dabei waren nur mein Vater und Großvater Tischler, genau genommen Holzschnitzer. Ich selbst war ursprünglich eigentlich Geschichtslehrer. In Betlehem, ja, in Betlehem. Aber das mit dem Geschichtslehrer habe ich dir nie erzählt. Geschichtslehrer haben es schwer, bei ihrer Erzählung der Geschichte zu bleiben, wenn die Geschichte neu geschrieben wird. Und damals, als sich die Zeiten in Betlehem langsam änderten, als es ab 1987 zu Unruhen kam, gab es dann plötzlich auch keine Zeit mehr, über die Geschichte nachzudenken oder gar umzudenken. Es musste gehandelt werden.

Salim, Salim, ich habe dir auch nie gesagt, wie du zu deinem deutschen Familiennamen gekommen bist. Wedekind. Wedekind, das klingt fast wie Wendekind, bedeutet jedoch Waldkind. Es ist ein kleines oder sogar großes Wunder, dass du, ja dass wir alle diesen Nachnamen bekamen. Und wie es der Zufall oder die Fügung so will, der Name Wedekind passt zum Erzgebirge, wo wir nach einigem Irren und den Wirren der Zeit heute so etwas wie eine Heimat gefunden haben. In Seiffen, das weißt du schon, aus dir ist ja letztlich ein Drechsler und Holzschnitzer geworden, wie ich es eben wollte, an dem Ort, wo heute meine eigene Werkstatt steht. Ich, Yusuf, habe aber meine Geschichte und meinen Familiennamen in Betlehem zurückgelassen, in den Olivenhainen, in den Gassen und auf den Dächern der Altstadt. Niemals hätte ich gedacht, dass ich selbst noch einmal dorthin zurückkehren sollte, dass ich es nun sogar tun müsste. Wenn du nur wüsstest, Salim.

Salim, ich werde es dir erzählen. Jetzt habe ich Zeit. Ich hoffe es. Das Flugzeug fliegt ja nicht schneller, auch wenn ich es mir von ganzem Herzen wünsche. Lass mich also in Gedanken alles kurz durchgehen, so dass ich es nicht vergesse. Und noch etwas muss ich dir sagen. Deine Mutter hat Jasmin verständigt. Jasmin, deine Freundin, die Deutsche, die Tochter meines Freundes. Mein Freund, mein guter Freund, Jasmins Vater, den ich damals kennen lernte, der uns die Wohnung in dem alten Schulgebäude verschaffte. Aber das tut hier nichts weiter zur Sache, das betrifft mich. Es geht jetzt um dich, und Jasmin liebt dich, ja sie liebt dich, das soll ich dir ausrichten. Es gibt nichts Wichtigeres auf der Welt als die Liebe. Sie ist das Größte, und sie bewährt sich im Kleinsten und Geringsten. Doch auch Jasmin musste ich zuhause zurücklassen, wie Mariam. Ich bin alleine unterwegs, außer dem Begleiter vom Auswärtigen Amt. Der Mensch plant seinen Weg, aber der Herr lenkt seine Schritte. O Gott, steh mir bei, leite mich auf rechtem Pfad, führe mich sicher bis ans Ziel. Lass es nicht zu spät sein.

Man sagt, es geschehe nichts Neues unter der Sonne, und sie gehe über Bösen wie Guten auf. In jener Zeit herrschte im Nahen Osten als auch in anderen Teilen der Welt

zugleich Verzweiflung und Hoffnung. Deine Mutter war in Hoffnung, wie man so schön sagt. Ja, Salim, du warst auf dem Weg. Aber ich war eher der Verzweiflung nahe. Es gab kein Ein- und Auskommen mehr für unsere Familie in Betlehem. Man wusste nicht mehr, wer Freund und Feind war. Eines Tages, im Juni 1989, sind wir dann über Tel Aviv nach Westberlin, ohne Gepäck, mit Touristenvisa. Die Reise kostete uns ein Vermögen. Warum gerade Deutschland, das erzähle ich dir bestimmt, auch die Umstände, unter denen wir dann illegal in dieser geteilten Stadt ausharren mussten und die Menschen, die uns trotz des Risikos halfen und eine Unterkunft gaben. Aber irgendwann wurde es dann unerträglich, es war nur noch eine kurze Zeit bis zur Niederkunft, und wir wussten, dass spätestens dann alles vorbei sein würde.

Bis zum Abend des 9. November. Wir waren damals gerade in einer Wohnung an der Mauer untergekommen, ganz in der Nähe eines der Grenzübergänge. Zu später Stunde hörten wir die Jubelrufe der Menschen, die sich ihren Weg von Ost- nach Westberlin bahnten, wie sich Menschen aus beiden Teilen der Stadt begegneten und sich vor Freude die Hände schüttelten, sich gegenseitig auf die Schultern klopfen oder in den Armen lagen. Ich ging nach draußen, dem Strom entgegen, und versuchte zu verstehen, was da vor sich ging. Plötzlich umarmte mich jemand und drückte mir einen Ausweis in die Hand, einen Pass der Deutschen Demokratischen Republik. Wedekind, ja, Wedekind. Dann war mir alles klar, es gab nur eine Richtung, eine Möglichkeit, den Behörden im Westen zu entkommen, die Flucht in den Osten. Wir ließen alles stehen und liegen und gingen einfach los. Ich werde nie vergessen, wie wir die Grenze überschritten, als Flüchtlinge, als Menschen, die keinen anderen Ausweg wussten, und deren Anspannung mit jedem Schritt in die Freiheit wich. Denn niemand fragte in dieser Nacht nach Papieren. Aber es war zuviel für Mariam. Irgendwo in Ostberlin, in einem Krankenhaus kamst du zur Welt. Eine Schwester half dabei, Gott allein weiß, welche Gedanken in ihr vorgingen.

Der Rest der Geschichte ist schnell erzählt. Salim, Salim, wenn du nur wüsstest! Die Arbeitskräfte waren damals knapp, wenn auch nicht überall, so doch in einigen Regionen, in den blühenden Landschaften. Viele Menschen wanderten in den Westen ab, ihrem Glück entgegen. Wir wurden glücklich im Osten, und als wir schließlich über Chemnitz nach Seiffen gelangten, begann ich nach einiger Zeit in einer Manufaktur zu arbeiten. Frag nicht, wie sich das mit dem Pass und meiner Arbeitserlaubnis regeln ließ. Es war Wendezeit, da kam in nicht wenigen Zirkeln etliches unter den Hammer. Das Kunsthandwerk geriet nach der Wiedervereinigung nach und nach in Schwung, wir hatten ein gutes Ein- und Auskommen. Ja, du wirst verstehen, warum ich aus dir einen Drechsler und Holzschnitzer und keinen Maurer machen wollte. Die Jahre vergingen, aber letztes Jahr bereits holte mich die Vergangenheit wieder ein. Die Wirtschaftskrise wurde spürbar, und mit ihr kam die Erinnerung an Betlehem. Daher die Idee, dich dorthin zu schicken, zu Olivenholzbauern und -schnitzern. Es könnte ja nicht schaden, Brücken zu schlagen, Handelsbeziehungen aufzubauen mit den Menschen meiner alten Heimat, und so allen irgendwie zu helfen.

Der Druck in der Kabine nimmt allmählich zu, in mir fällt er aber langsam ab, mit jedem Gedanken, mit jedem Teil der Geschichte. Unsere Maschine landet auf dem internationalen Flughafen Ben Gurion. Sie setzt sanft auf dem Boden auf, dem Stück Erde, das ich eigentlich nie wieder betreten wollte. Hitze und Staub liegen in der Luft, aber es macht mir nichts aus. Ich bin froh, dass ich bis hierher gekommen bin und atme durch, auch wenn ich nicht weiß, was letztendlich auf mich wartet. Mein Begleiter führt mich durch die Menge und Kontrollpunkte, es geht schnell voran, wir sind mit Sonderpapieren unterwegs. Die Fahrt im Minibus zieht sich hin, wir werden durchgeschüttelt im Gelände, auf der Landstraße von Jerusalem oder Al-Quds nach Betlehem. Da ist er, der Checkpoint. Die Kreidespuren und Brandstellen im Wartebereich vor der Mauer deuten noch auf den Anschlag hin. Mein Begleiter nickt mir zu, sein Blick zeigt Verständnis. Der Fahrer unseres Minibusses wechselt, und dann geht es durch das Tor.

Vor dem „Malteser Krankenhaus zur Heiligen Familie“ kommen wir zum Halten. Es ist eigentlich ein Hospital für schwangere Frauen und Neugeborene, ganz in der Nähe der Geburtskirche, der Geburtsstätte Jesus Christus. Salim, Salim, hättest du das gedacht? Aber egal, es können nur noch einige wenige Schritte bis zu deinem Krankenbett sein. Ein Arzt kommt auf mich zu, drückt mir die Hand und begrüßt mich auf gebrochenem Deutsch. Ich antworte auf Arabisch, fließend wie ein Bach, der um seine Quelle weiß. Ich habe es nicht verlernt, all die Jahre habe ich aus dieser Sprache geschöpft, mit Mariam, und auch mit dir, Salim. Diese Sprache ist eine der wenigen Kostbarkeiten, die wir von Anfang an miteinander teilen. Es darf noch nicht zu Ende sein. Der Arzt nimmt mich zur Seite, führt mich in ein Sprechzimmer und händigt mir deine Habseligkeiten aus. Deinen Pass, den Rucksack, das Geschenkpaket mit dem Holzspanstern sowie den Zeichnungen und Anleitungen für dessen Herstellung. Die Kleider haben sie der palästinensischen Polizei übergeben, und sie wären sowieso unbrauchbar, von deinem Blut befleckt. Die Spurensicherung wird sie wohl noch aufbewahren müssen.

Der Arzt legt einige Fotos auf den Schreibtisch. Ich hätte sie eigentlich erst nachher sehen wollen. Sie zeigen dich, mein Sohn, mein geliebter Sohn. Ich werde sie weder Mariam noch Jasmin zeigen. Gott sei Dank waren sie nicht mitgekommen. Auf einem der Fotos ist dein Gesicht abgebildet. Es wurde mit Blitz gemacht, und die Glassplitter darin reflektieren das Licht. Ich möchte keine weiteren Bilder sehen. Ich will zu dir. Es hat lange genug gedauert, die Pein, die Angst, die Sorge. Der Begleiter vom Auswärtigen Amt unterschreibt das offizielle Formular zur Entgegennahme deiner persönlichen Dinge. Ich bin ihm dankbar dafür. Meine Hände hätten viel zu sehr gezittert. Ich muss sie falten, bewusst zusammenhalten. Wir gehen den Flur entlang. Dein Zimmer ist hell, getaucht in das Licht der Nachmittagssonne. Du schläfst. Der Arzt und mein Begleiter geben mir zu verstehen, dass ich nun allein sein könne mit dir. Ich setze mich auf den Rand deines Betts und nehme deine Hand in die meine. Sie schließen die Tür, und ihre Schritte verhallen im Gang. Von weit her tönt Babygeschrei: Was das Kind wohl sagen will? Ob es nach seiner Mutter verlangt? Doch ich frage mich: Salim, Salim, was kann ich für dich tun?